Ea
933

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-305796-p0001-3

Za 525. o

R. W. No 124.
1/8 mc.

Hirzel

über

Diogg den Mahler

einen Zögling der Natur.

Den Manen

des

weiland königl. Dänischen Kammerherrn

von Schuhmacher

gewidmet.

F. D. Gräter.

1792.

Zürich und Leipzig,

bey Ziegler und Söhne.

F. v. Sz.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE

Die Beobachtung des Menschen, in verschiedenen Gestalten und Farben, war von Jugend auf meine angenehmste Beschäftigung. Die Natur hatte mich sehr neugierig gemacht, und mir dabey eine Freymüthigkeit geschenkt, die mir oft Unwillen und Verachtung zuzog, aber auch sehr oft mir Freunde gewann, weil ich niemals eine böse Absicht merken ließ; im Gegentheil ganz mit Liebe und Hochachtung erfüllt wurde, wenn ich Eigenschaften entdeckte, die ich bisher noch nicht kannte, oder nützliche Kenntnisse erwerben konnte. Alsdann war ich ganz Freude, und den ersten meiner Bekannten unnd Freunde, die ich antraf, theilte ich mit Entzücken meinen Gewinn mit. Erst dann fühlte ich mein Glück in seiner grösten Stärke, wenn ich es auch andern mittheilen konnte, war aber sehr mißmüthig, wenn man sich gegen meine Mittheilung gleichgültig zeigte, oder über meine Etürderie spottete. Indessen war ich hierinnen unverbesserlich, und diese Tugend oder Fehler, ist mir noch in dem

sieben und sechzigsten Jahr eigen, und es ärgert mich nicht, daß ich dieses durch mein ganzes Leben eigen hatte, weil es mir ungleich mehr Vergnügen und Vortheil, als Schaden und Verdruß gebracht. Ich lernte Grösse der Menschheit entdecken, wo man sie selten gesucht, und deswegen auch nicht gefunden hat, und nur aus dem Umgange, mit Menschen von allen Klassen, verschafte ich mir eine ziemlich vollständige encyklopedische Intuitivkentniß in allen Arten von Künsten und Wissenschaften. Dieses flößte mir auch eine unpartheyische Schätzung aller Arten der Verdienste ein, und zwar in solchem Grad, daß mich Titel, Rang, grosser Ruf, so wenig als Armuth, Niedrigkeit, böser Leumund abschröcken können, durch alles Aeussere durchzudringen, und einzig auf den Grad der Seelenkräfte, sowohl in Absicht auf die Vorstellungs- als Willensvermögen zu sehen. Dadurch ward es mir zur Natur, daß mich das Genie eines Bauern oder leibeignen Knechts eben so in Ehrfurcht setzte, als das Genie eines Gelehrten, oder eines Herrn von Range, so wie mir schlechte

Eigen-

Eigenschaften allenthalben gleichen Eckel und Verachtung erweckten. Dies machte mir auch den Umgang mit aufgeklärten Reisenden zu einem besondern Glücke. Keine Spinn lauert so gierig in dem Mittelpunkt ihres Gewebes auf eine Fliege oder Mücke, die sich darinn verwickelt, als ich auf einen aufgeklärten Fremden laure, von dem ich neue Kenntnisse oder Berichtigungen meiner Begriffe zu erhalten hoffen kann. Ich hab auch Ursach der Vorsehung zu danken, daß sie viele der merkwürdigsten Menschen in meinen Kreis geführt, da sie mir die Gelegenheit versagt hat, solche auf Reisen an dem Orte ihres Aufenthalts aufzusuchen. Die berühmten Männer, die mein Vaterland ernährte, ein Bodmer, die Geßner, Lavater, Hesse u. s. f. waren mir auch deswegen schätzbar, weil ihr Ruhm so viele Männer von Einsichten in unsere Stadt lockte, von welchen ein Theil auch mir bekannt wurde.

Niemals aber habe ich den Wunsch meines Herzens so erfüllt gesehen, als in dem Umgange des seligen Herr Kammerherrn von Schuhmacher

cher aus Dännenmark; nicht nur, weil ich seine Seele ganz nach der meinigen gestimmt fand, sondern auch vorzüglich deswegen, weil er Gelegenheit gehabt, eine Völkerklasse durch eigne Beobachtung bey einem langen Aufenthalt kennen zu lernen, die dem Naturstande noch sehr nahe war, und bey welcher die Sitten der Patriarchen sich erhalten haben, obschon sie bey der itzigen Aufklärung der Europäer für Barbaren angesehen werden — die Araber in dem marokanischen Reiche. Noch erfreue ich mich im Innersten, wenn ich mich der Erzehlungen wieder erinnere, die mir dieser Herr von den unschuldigen Sitten der herumziehenden Hirtenvölker gemacht hat, von ihrer Treue untereinander; von ihrer unverstellten unverbrüchlichen Gastfreygebigkeit gegen die Fremden, die sich im Namen Gottes in ihren Schutz empfohlen und von solchem Versprechung erhalten; von ihrer Ehrfurcht gegen die Gottheit; von ihrer kindlichen Unterwerfung gegen ihre Eltern, und Bescheidenheit gegen jeden Menschen von höherem Alter u. s. f. Noch ist mir der Araber gegenwärtig, der sich voll

Ehrfurcht

Ehrfurcht nach einem Papier bükte, das auf dem Boden lag, und solches sachte auf den Tisch legte, damit er nicht aus Unvorsichtigkeit den Namen Gottes mit Füssen treten möchte; noch sehe ich den Kadis, welchem Herr von Schuhmacher die Bergpredigt in einem ins arabische übersetzten neuen Testament als den Hauptinnhalt seiner Religion zu lesen gab, ihm solches mit gerührtem Dank zurükgeben, und sagen: Christ, ist das deine Religion? Ja, sie ist es! So komm, daß ich dich umarme, dieses ist auch meine Religion — wir sind Brüder. Noch seh ich den Araber, der sich von einem ältern unschuldig mit Worten mißhandeln ließ, ohne sich zu erlauben, sich dem alten Manne entgegen zu setzen, Herrn von Schuhmacher, der sich über seine Geduld verwunderte, sein weisses Kleid weisen und sagen: siehst du hier Flecken? Ist nicht das Kleid so weiß wie vorher?

Mit solchen Anekdoten, die er mit der grösten Naivetät zu erzählen wußte, daß man die Gegenstände vor sich zu sehen glaubte, und sich uns die gleichen Eindrücke mittheilten, die dieser

Herr an dem Ort selbst empfangen hatte, vergalt er mir das Vergnügen, das ich ihm gemacht, den Kleinjogg kurz vor seinem Ende zu sehen. Er hatte in seinem Begleit einen Bedienten, der ein Leibeigner eines seiner Freunde war. Auch in diesem fand ich einen Gegenstand — der Beobachtung eines menschenfreundlichen Philosophen würdig. Die Freyheit der Schweitzer behagte ihm ausserordentlich, so wie das Gute, ihm Neue, das er in der Landwirthschaft fand, das er wohl zu vergleichen und zu schätzen wußte. Als er seinen Herrn mit mir bey dem sterbenden Bauern mit unverstellter Freundschaft in vertrauter Unterredung sah, fielen ihm Thränen aus den Augen, und es vermehrte seine Liebe für ein Land, wo zwischen Herren und Bauren eine solche Vertraulichkeit herrschte. Er fragte sorgfältig nach, ob man nicht das Bürger- oder Landrecht erhalten könnte, und was es kosten würde. Ich sagte ihm, wenn er Lust hätte, darinn zu bleiben, so könnte er einen Dienst bey einem Herrn suchen, und dem getreu bleiben, bis er sich ein Stück Geld erspart hätte, sich

eine

eine Heimath zu kauffen; schon viele haben sich auf diese Weise bey uns niedergelassen; vielleicht würde Herr von Schuhmacher es ihm gönnen, wenn er hier in einen solchen Dienst kommen könnte. Ich glaube es wohl, aber mein Herr, dessen Leibeigner ich bin, würde mich vielleicht nicht entlassen, und es wäre ja ein schwerer Diebstahl, wenn ich, ohne mich mit ihm abzufinden, mich anderswo setzen wollte. Dieser Zug von dem feinsten Gefühl der Gerechtigkeit in einem Leibeignen gewann ihm mein ganzes Herz. Auch hier — dachte ich — ist wahrer Adel des Menschen!

Mit innigem Vergnügen sahe ich, daß der Mensch aus der Hand der Natur mit dem vollkommenen Entwicklungsvermögen hervorkomme, und sich sein Geist aller Orten entwickeln könne, nur daß dieses nach der Lage und Beschaffenheit des Klima oder der gesellschaftlichen Einrichtungen und eingeführten Gewohnheiten und Sitten in verschiedener Gestalt geschieht. Anders entwickelt er sich in den glücklichen Inseln des stillen Meers, wo die Schätze der Natur sich

von selbst dem Menschen zur Nahrung anbieten, und der beständige Frühling die Kleider und Wohnung zum Schutz gegen die rauhe Jahreszeit fast unnöthig macht; anders in den Feuerinseln; anders in Grönland; anders in dem volkreichen chinesischen Reiche; anders in dem zivilisirten Europa, wo indessen auch vieles von der natürlichen Beschaffenheit des Landes abhänget, so, daß auch bey gleichen Regierungsformen, und bey gleichen Religionsgebräuchen, sehr von einander verschiedene Schattierungen entstehen, durch welche die Karakter der Völker ganz verschieden erscheinen. Aller Orten finden sich Künste und Künstler in ihrer Vollkommenheit nach den Bedürfnissen jedes Orts. Die von den zivilisirten Europäern am meisten entfernten rohen Völker besitzen die Künste, die ihnen nöthig sind zur Schiffahrt, zur Jagd, zur Fischerey, oder zur Bezähmung oder Wegscheuchung wilder Thiere. Der unausgebildete Kafrer bändigt den Elephanten, ein Thier, das in der Entwicklung der Seelenkräfte, bey der gröften Stärke und Behendigkeit seines ungeheuren Körpers, dem Menschen am

nächsten

nächsten kommt. Der rohe Grönländer weiß den fürchterlich grossen Wallfisch so gut zu tödten, und dessen zu berauben, was er für sich nöthig hat, als der Europäer; und seine Geschicklichkeit, sein einfaches Schifgen nach Gefallen zu lenken, und schneller oder schwächer zu bewegen, ist so groß, als die des geschicktesten englischen Bootsmanns. Ja er weiß es, wenn es einer Gefahr zu entfliehen nöthig ist, ohne Nachtheil ganz umzuwenden, und sich in den Fluthen zu verbergen. Die Bogen und die Pfeile der von der Jagd lebenden Völker, werden von den geschiktesten Künstlern so gut verfertigt, daß ein Meßkünstler darinn das Maximum und Minimum finden würde. — Die Grenzen der Vollkommenheit in den mechanischen Künsten — die nächst an die Vollkommenheit der natürlichen organischen Werke reichen. Mit solchen wissen sie mit der größten Geschicklichkeit die nöthigen Thiere zu treffen. Wie richtig berechnet der Balearische Schleuderer den Abstand und die Veränderung der Lage in einem fliegenden Vogel, wie genau weiß er die Kraft seines Steins abzuwägen, und

ihm

ihm durch den Schwung und Wurf den Bogen durch die Luft zu bezeichnen, um den fliegenden Gegenstand zu erreichen. Wer will alle Seelenkräfte berechnen, welche ein solcher Wurf in Bewegung setzt? Allenthalben finden sich auch gesellschaftliche Verbindungen, welche sich aber nach den Bedürfnissen, die das Klima erzeugt, bestimmen. Der Grönländer hat sonst keine Gesellschaft nöthig, als im Sommer zur Bändigung der Wallfische und zur Jagd der Seehunde, und im Winter ein unterirdisch Haus zum Schutz gegen die rauhen Elemente zu bauen, und in diesen kleinen Gesellschaften trift man so viel Ordnung und Zusammenstimmung an, als in den gröstten polizierten Reichen.

Es sind also die Kräfte, die der Schöpfer in die Seelen der Menschen gelegt, welche ihre Entwicklung erzeugen, und diese finde ich aller Orten gleich groß; daher braucht es nur Gelegenheit, ihrer Entwicklung eine andere Richtung zu geben, um den Geist in der vorzüglichsten Art der Aufklärung zu erblicken, als Künstler, Gelehrten, Staatsmann, oder als Bauer. Hierüber

über erhielt ich seit kurzem ein Beyspiel, das mir höchst merkwürdig vorkam, welches ich dem seligen Herrn von Schumacher zu wiedmen gedachte, das itzt aber zum Denkmahl meiner Verehrung dieses fürtreflichen Menschenkenners und Menschenfreundes dienen soll, zu einer Vergeltung der Beobachtungen, die er auf seinen Reisen zu machen Gelegenheit gehabt.

Dieses Beyspiel gab mir Herr Felix Maria Diogg, ein Portraitmahler, der es in seiner Kunst sehr weit gebracht hat, und vorzüglich sich befleißt, die karakteristischen Minenzüge mit vollkommener Kraft darzustellen. Ich habe mich in kurzer Zeit zweymal von ihm mahlen lassen; das einemal unter dem Druck der dunkelsten Schwermuth, die mich plötzlich überfiel, als ich vor ihm saß, mein Bild entwerfen zu lassen; das anderemal, als ich durch die Vorsehung aus der schwärzesten Dunkelheit wieder in die erhellendste Lage gesetzt worden. Diese zwey Gemälde können noch meinen spätesten Enkeln die Empfindungen fühlbar machen, welche in

diesen

diesen zwey merkwürdigen Epochen des Lebens meine ganze Seele eingenommen hatten.

Dieser Künstler ist ein Beyspiel, wie der Drang eines Genie alle Hindernisse überwinden, alle, auch die kleinsten Anlässe benutzen, und immer neue Aussichten entdecken kann, die angebohrnen Talente gut zu entwickeln, so wie hingegen sein Bruder das Beyspiel giebt, wie ein, eben so grosses Talent in einem Fache, das leicht die Bewunderung der Welt an sich zieht, unentwickelt bleibt, und sich auf einer andern, keine Aufmerksamkeit anlockenden Bahn, eben so gut entwickelt, und bey den Philosophen noch mehr Bewunderung verdient.

Diese beyden Männer wurden im Urseler Thal gebohren in dem Dorf Andermatt, nahe bey dem Urnerloch, oder der durch einen Berg gesprengten gewölbten Straße, welche einen Theil der Landstrasse über den St. Gothardsberg ausmacht. Seine Mutter war von Tschamot in der Gemeinde Tavetsch gebürtig, einem Dorf an dem vordern Arm des Rheins, nicht fern von seinem Ursprung.

Das

Das Urseler Thal ist ein Bergthal unten an dem Gothard. Es besteht ganz aus Wiesen, in in denen in einer Länge von fünf Viertel Stund, und einer Breite von einer Viertel Stund vier Dörfer liegen. Diese Gegend ist von den höchsten Gebirgen ganz eingeschlossen, und bey vielen Stunden Wegs von der Gemeinschaft anderer bewohnten Orte getrennt; alles, was die Menschen zu ihren Bedürfnissen, (Milch, Butter und Käß ausgenommen) nöthig haben, muß durch Saumpferde hieher gebracht werden. Auch das Holz zum Brennen ist nicht ausgenommen, indem hier in den Bergen nur kleine Gesträuche von Heidelbeeren, Brüsch und Alpenrosen wachsen, welche die Armen zum Einfeuren der Stubenöfen und der Feuerheerde in der Küche und in den Sennhütten sammeln.

Wenn man von Uri her durch die schöne Landstrasse reiset, die neben dem unter fürchterlichem Donner hinunterrollenden Reüßfluß gepflastert ist, verliert sich nach und nach alles, was den Menschen zum Anbau locken kann. Die Berge werden immer mehr öde; die Bäume

kleiner

kleiner, bis sie sich ganz verlieren; die Wiesenplätze abgesönderter, und kleiner; das Gebirg nakender und mit weniger Hütten besetzt, bis, schon wenigstens eine Stunde unter der berühmten Teufelsbrücke alle Merkmale von Bewohnern gänzlich aufhören, und die fürchtertichste Einöde herrscht; da neben der schmalen Strasse, wo noch weniger gähe Bergstellen anzutreffen sind, von den hohen Gebirgen abgefallene Steinbrocken, die oft die Grösse von Häusern haben, zerstreut liegen, und auf der andern Seite die Reüß fortrollt. Nach und nach wird das Thal so enge, daß kaum dieser Fluß Raum genug hat, und die Strasse über gemauerte Gewölbe geführt wird, wozu man den Raum von den Felsen durch Wegsprengen suchen mußte. Endlich verliert sich das Thal in eine stumpfe Spitze, aus welcher die Reüß sehr hoch hernieder stürzt, und unter diesem wilden Wasserfall ist die steinerne Teufelsbrücke gesprengt, auf welcher der Wanderer von dem Dunst des fürchterlichen Rüßfalls benetzt wird. Von der Brücke führt der Weg einige hundert Schritte sehr gähe aufwärts, wo sich

eine

eine Oeffnung entdeckt, durch welche man bey siebenzig Schritt zu machen hat, um in das anmuthige Urseler Thal hinzukommen, dessen Eintritt eine Empfindung erweckt, die uns an den Durchgang des Acharons in die elyseischen Felder erinnert. Die sanfteste grüne Fläche, neben welcher der Fluß mit einem angenehmen Geräusch zahm hinfließt, und in welcher sich wohlgebaute Dörfer zeigen, setzt uns in Erstaunen.

Die umzäunenden Berge gleichen ägyptischen Pyramyden, an denen auf treppenartigen Absätzen Alpenpflanzen schimmern. Die Strassen werfen an der Sonne einen Glanz von sich, wie Edelsteine, weil sie mit Sand von verwitterten Geisbergsteinen bedeckt sind.

Ueber dem nächsten Dorf zeigt sich ein dreyeckichter Wald, und dient, die Schneelauen von dem Dorf abzuhalten. Ein Wunder der Fürsehung, da sich sonst bey vielen Stunden rings umher kein Holz-Stamm zeigt, der über Menschenhöhe gewachsen wäre.

Hier ist nun der Geburtsort unserer beyden Diogen; ein Ort, wo der Einwohner nur von

der Viehzucht, von der Bewirthung der auf Lauis zu Markt geführten Schweizerkühe, und den Säummern und Saumpferden, die ab dem Gothard Waaren nach Italien aus der Schweitz, oder nach der Schweitz aus Italien führen, sich ernähren muß. Noch ist einiger Handel mit Krystallen übrig. Alles dieses bringt den sonst glücklichen und freyen Thalleuten keine grossen Reichthümer zuwege, und zieht keine Kunstwerke herbey, um Künstler-Genie zu wecken. Die Häuser sind alle von Holz, mit Schindeln bedeckt, und haben keine andere Bequemlichkeit, als was die höchste Nothdurft erfodert. Das Einzige, was ein Künstler-Genie aufwecken könnte, sind die katholischen Kirchen, in welchen aber meist nur schlechte Gemälde, und noch schlechtere Bilder sich befinden, und eine bey dem Hochamt dienende Orgel. Indessen muß man gestehen, daß dieses immer Mittel bleiben, zur Erweckung des Genie in den bildenden Künsten und in der Musick, welches auch einen Winkelmann für die katholische Religion so sehr eingenommen hat, daß er seine angeerbte Religion daran vertauschte.

Die

Die besondere Lage des Urseler Thals hat auch etwas an sich, die Einbildungskraft mit erhabenen Bildern anzufüllen, und das Herz zu zu starken Empfindungen zu erwärmen, also Eigenschaften, die zur Entwicklung eines Künstler-Genie beytragen können.

Aber dies konnte auf die oben genannten Genies wenig wirken; denn im zweyten Jahr des Alters unsers Mahlers hat das Feuer fast das ganze Dorf und auch die Hütte seines Vaters verzehrt. Dieses bewog ihn, mit seiner Haushaltung über den Krispalt nach Dschamot dem Geburtsort seiner Gattin zu ziehen. Hier baute der Redliche ein Bauergut, das vier bis fünf Stück Kühe ernährte neben etlichen Schafen und Ziegen, die er im Sommer auf eine Gemeinweide konnte treiben lassen. Den grösten Nutzen zog er aus dem Verkauf des nachgezogenen Viehes auf den Laueser Märkt. Er pflanzte zwar auch einiges Getreide, das aber im Feld, in dieser rauhen Berggegend nicht zur Zeitigung gelangte; sondern auf einer Kornlejter mußte getrocknet werden. Das Brod davon

ist schwarz wie Gartenerde. Dieses und Milchspeisen waren dte Nahrung unsers mahlerischen Genies in einem schlechten hölzernen Hause bey der einfachsten Lebensart.

Diog hatte einen Bruder, der funfzehn Monate älter war, neben zwey jüngern, und einer Schwester. Sein älterer Bruder theilte mit ihm den Naturtrieb für die bildende Künste. Den ersten Trieb mag ihnen der Vater gegeben haben, der von dem Grosvater das Tischlerhandwerk erlernt hatte, so weit dasselbe in solchen Gegenden brauchbar war, und nachher auch anfieng, flach zu mahlen, und zu vergolden. Mit diesem Trieb verband sich auch ein ausserordentliches Gefühl der Schönheiten der Natur. Diogg erinnert sich noch immer, wie er einmal am frühen Morgen nach der Alp Roschelle gegangen, wo ein kleiner See mit der ihn umgrenzenden Weide rinsum von hohen Felsengebirgen eingeschlossen ist. Diese sonderbare Gegend fand er von der aufgehenden Sonne erleuchtet, welches ihm ein so prächtiges Schauspiel darstellte, daß er ganz ausser sich gesetzt wurde.

wurde. — Er mußte sich auf einen Stein niedersetzen, bis ein Strohm von Thränen ihm sein Herz erleichtert hatte. Hier zeigte sich also die Lebhaftigkeit der Vorstellungskraft, und das feine Gefühl, das den Keim des Genie ausmacht, in voller Stärke.

Schon im siebenten Jahr fiengen die Knaben an, Kruzifixe und Heilige zu schnitzeln. Wenn sie dem Viehe hüteten, schnitten sie Stauden ab, und schnitzelten Bilderchen. Wenn sie zu Hause waren, zeichneten sie mit Röthelsteinen, welche sie klein zuschnitten, und in Federkiehle steckten, zuerst nach den heiligen Bilderchen, die sie als Buchzeichen gebrauchten, und nachher verfertigten sie Profile ihrer Kameraden, wo des ältern Arbeiten immer an Aehnlichkeit des jüngern Arbeiten übertrafen. Auch Felsen und Bäume wurden von ihnen ohne Anleitung abgezeichnet. Alles Papier, das sie fanden, ward mit solchen Zeichnungen beschmiert, welches ihnen von der Mutter viele Bescheltungen zuzog. Der Vater hingegen bezeigte sene Freude darüber, und munterte sie auf, solche Uebungen fortzusetzen. So

ward die Begierde mahlen zu lernen immer grösser, da sie auf der einen Seite Schwierigkeiten zu überwinden fanden, und auf der andern Seite Aufmunterung erhielten. Ohne Aufmunterung des Vaters würden endlich die Abschreckungen der Mutter, von solchen Arbeiten die nach ihrer Meinung unnütz waren, und sie von nützlicheren Beschäftigungen abhielten, gesiegt haben. Hätten hingegen beyde Eltern ihnen aus Absicht, Geld zu verdienen, sie zu solchen Arbeiten angehalten, so wären sie ihnen vielleicht eckelhaft worden. Das Gefühl eigener freyer Wahl erregte Anstrengung gegen Hindernisse, und diese ward durch den erhaltenen Beyfall erhöht.

Nun reisete zufälliger Weise ein schlechter Mahler durch ihr Dorf, der Exvoto mahlte; von diesem kaufte ihnen der Vater Farben und Pinsel, und sie lernten die Farben zum Mahlen zuzurüsten.

Mit diesen Farben bemahlte unser Diog verbrochne Glasscheiben, mit welchen er seine Kameraden beschenkte, und zuweilen gelang es ihm, eine gemahlte Mutter Gottes zu verkauffen. Dieses

bewog

bewog den Vater, sich um das Mahlerhandwerk nähere Erkundigung einzuziehen; er glaubte, daß dieses vielleicht seinen Söhnen einen Brodverdienst erwerben könnte. Zu dieser Zeit ließ der Fürst von Disentis Columban Sozzi aus Polenz, ein Kenner und grosser Liebhaber der Künste und Wissenschaften, aus dem Polenzerthal einen Mahler, Namens Biouggi berufen, der in dem Kloster al fresco und auf Glas mit nicht geringer Geschicklichkeit mahlte. Da das Dorf unsers Diogg in den Gerichten des Kloster Disentis lag, veranlaßte ihn dieses an Sonn- und Feyertagen nach Disentis zu gehen, um die Arbeiten des Künstlers zu betrachten und solche nachzubilden.

Das Gerücht breitete sich in der Gegend immer mehr aus, daß der junge Diogg sehr viel Geschicklichkeit im Mahlen zeige, und er erhielt Gelegenheit, dem Fürsten vorgestellt zu werden, und dieser erwies ihm die väterliche Gewogenheit, ein Ecce Homo von ihm zum Geschenk anzunehmen, das er ihm aber anständig bezahlte, und dieses erweckte den edeldenkenden Prälaten, auf Mittel zu denken, wie ein solches Naturgenie

zu seiner gänzlichen Entwicklung zu bringen wäre.

Diogs Schüchternheit gab zu einer glücklichen Auskunft Gelegenheit. Er hätte es nicht wagen dürfen, sich dem Fürsten zu zeigen, wenn er nicht von einem Gönner wäre aufgeführt worden. Dieser war Herr Felix Halter, ein Doctor der Arzneykunst, der sich in Urseln, dem Geburtsort des Dioggs, aufhielt. Er selbst war aus Unterwalden gebürtig, wo sich Herr Würsch, ein berühmter Mahler, der auch ein Zögling der Natur war, zu Bouchs entwickelt hatte. Nachdem dieser durch sehr ähnliche Portraits, die er gemahlet, an verschiedenen Orten, und vorzüglich auch in Zürich, seinen Beutel mit Geld gefüllt hatte, der hinlänglich war, ihn nach andern Orten zu führen, wo er seine Kunst immer weiter treiben könnte, erreichte er auch seinen Zweck so weit, daß er in Besançon bey einer Mahlerakademie zum Professor beruffen ward. Herr Doctor Halter, welcher Diogg bey dem Fürsten vorgeführt hatte, empfahl ihn, und schlug vor, ihn nach Besançon unter die Aufsicht dieses berühmten Künstlers zu schicken.

Dieses

Dieses ließ sich der Fürst gefallen, und er empfahl ihn an Herrn Würsch, auf eine Weise, die solchen zum voraus für seinen künftigen Schüler einnahm.

Ehe ich ihn dahin begleite, muß ich zu seinem Bruder zurückkehren. Dieser hatte in der Kunst durch eigenes Studium so sehr oder noch mehr zugenommen, als sein jüngerer Bruder, welcher mir oft bezeugte, daß er ihn an Genie weit übertroffen, und Bilder und Landschaften gezeichnet habe, die noch vorhanden seyn, welche die Kunstliebhaber interessiren müßten, wenn sie in Kupfer gestochen würden. Er hatte aber nicht die Leidenschaft für die Kunst, die sich seines Bruders bemeisterte, und zeigte immer mehr Neigung für Erlernung der Sprachen und die Gelehrsamkeit. Er ward deswegen einem anverwandten Geistlichen übergeben, ihn in den nöthigen Vorübungen anzuführen, um ihn dem geistlichen Stande zu widmen. Auch hier machte er die erwünschtesten Fortschritte, und er fieng an, sich zu einem Selbstdenker zu entwickeln, ohne vom Eigendünkel und der Neuerungssucht hingerissen

zu werden, aber von allem wollte er vernünftige Gründe haben. Die Vorsehung wieß ihm auch hier nicht seinen Beruf an; denn seine Mutter starb in dieser Zeit, und hinterließ ihr Gütchen, woraus noch zwey Söhne und eine Tochter erzogen werden sollten. Hier sah Johann Joseph, (so hieß der ältere Bruder unsers Dioggs) daß er nicht besser handeln könnte, als sich den Beruf eines Bauern zu wählen, das Gut den Kindern zu gefallen zu bauen, und seinem Vater bey der Erziehung seiner minderjährigen Geschwisterten beyzustehen. Er erreichte auch seinen edlen Endzweck vollkommen, und blieb bey seinem Berufe immer zufrieden. Als sein Bruder nach einigen Jahren wieder nach Hause kam, der einen Herrn vorstellte, der sich Ansehen zu erwecken wußte, und mit seiner Kunst Ehre und Geld einärndtete, und dieser ihn bedauerte, daß er nicht den gleichen Weg eingeschlagen, auf dem er es mit grössern Talenten noch viel weiter hätte bringen können, antwortete er ihm: er gönne ihm herzlich sein Glück, da er sich bey seinem Beruf so gesund und zufrieden befinde, daß er ihn nicht verlassen

würde,

würde, wenn er ihn gegen das einträglichste Regiment in Kriegsdiensten vertauschen könnte. Er hatte dabey nach dem Zeugniß seines Bruders seinen Geist, in allem was zur Glückseligkeit nöthig, so weit erhellet, daß er über Religion und Sittenlehre auch über Politik so helle ihm eigene Begriffe habe, welche ihm die Hochachtung aller derer, welche Weisheit zu schätzen wissen, eigen mache. Er lebt dabey vollkommen zufrieden, von dem, was ihm sein Gütchen giebt, schwarzem Brod und Milchspeisen, und zur Seltenheit von geräuchertem Fleisch und Wein, so daß sein in dieser Absicht in der grossen Welt verwöhnter Bruder, so sehr er ihn liebte, es unmöglich aushalten konnte, mit ihm zu leben.

Ist hier weniger Grösse des Menschen zu finden, als wenn er einer der grösten Künstler geworden wäre? Kann aber seine Aufklärung in dem Berufe, dem er getreu blieb, nicht sich über viele andere Menschen aus dem edlen Bauernstand verbreiten? Kann dieses nicht eben so gut in einem sich immer erweiterenden Kreis sich auf eine grosse Menge von Menschen erstrecken, und

hellere

hellere Begriffe gemeiner machen, die zum allgemeinen Wohl des Landes beytragen können? Können nicht Keime ausgestreut werden, durch welche grosse Künstler und Gelehrte sich in künftigen Zeiten entwickeln können, welche die Würde der Menschheit erhöhen helfen, da so viele Erfahrungen lehren, daß die Naturgenies, wenn sie die nöthige Nahrung erhalten, sich höher empor schwingen, als solche, die von Geburt an eine kunstreiche Erziehung genossen? Wie edel war der Anfang des Berufs des wahren philosophischen Bauers, die Vortheile von Ehre und Glück, die die Welt allem vorzieht, dem Vortheil seiner verwaiseten Familie aufzuopfern.

Nun zu dem jüngern Bruder zurück. Dieser folgte dem Rath seiner Gönner, und machte sich zu einer Reise nach Besançon bereit. Sein Großvater schoß ihm einige Louisd'or vor, die er sich erspart hatte. Die Eltern waren bey jederman als stille eingezogene Haushälter bekannt, die dabey sehr religios waren, welches ihnen Geldverdienst zu einem Sparpfenning verschaffte.

Das

Das Empfehlungsschreiben des fürtreflichen Fürsten machte auf Herr Würsch den besten Eindruck, den Diogg durch seinen Fleiß und gute Aufführung zu unterhalten wußte. Er gab ihm die getreuste Anleitung ohne Entgeld, und empfahl ihn bald seinen Bekannten, sich von ihm mahlen zu lassen, nachdem er sich dazu durch fleißige Uebung im Zeichnen, auf der Academie, deren Herr Würsch vorstand, vorbereitet hatte. Eines der ersten Portraits war das Portrait eines Schweizers, Herrn Hautlis aus Appenzell, der damals in Besançon studirte und die französische Sprache erlernte. Es entspann sich unter ihnen eine innige Freundschaft, welche hernach für Herrn Diogg, als er nach Zürich kam, nicht wenig nützlich worden, da sich Herr Hautli viele Mühe gab, ihn seinen Bekannten zu empfehlen. Er hielt sich damals in Zürich auf, sich unter der Anleitung Hr. Doctor Hirzels meines Sohns in der Anwendung der Arzneywissenschaft zu üben.

Als Herr Würsch diese Arbeit sah, erklärte er sie für eben so gut, als seine eigenen Arbeiten. Er sagte Herrn Hautli, er würde sich nicht schämen,

men, es selbst gemacht zu haben. Ein Merkmal der wahren Grösse eines Künstlers, der vorzüglich das Gute in vorkommenden Gemälden erblickt, da Halbkünstler und Halbkenner ihre Grösse darinn suchen, auch in guten Gemälden Fehler zu bemerken. Ein grosser Mann hat nie nöthig, andre zu verkleinern, um desto grösser zu scheinen.

Nun fieng der junge Künstler an, bekannt zu werden, und Anlaß zu finden, durch Portraitmahlen sich einen ansehnlichen Sparpfenning zu sammeln. Sein Ruhm drang bis zu Herrn Erzbischoff d'Urfurt, und er berief ihn auf sein Schloß Gy, einige Portraits und drey Altarblätter zu mahlen, deren eines den Martertod des heiligen Laurenzen, das andere die Enthauptung der heiligen Barbara, und ein drittes das Marterthum eines dortigen Schuzheiligen vorstellte.

In dem Fleken, der bei dem Schloß lag, war ein Institut für junge studierende Jünglinge. Der Professor dieses Instituts, der Diogg kennen gelernt, ersuchte ihn, seine Zöglinge, vierzehn an der Zahl, im Zeichnen zu unterrichten, welches er mit vielem Eifer und gutem Erfolg that, und

hiedurch

hiedurch ward in dortigen Gegenden sein Ansehen so fest, daß er eine dauerhafte Versorgung hätte finden können; allein die Vorsehung leitete es anders.

Kaum war er ein und ein halbes Jahr in Besançon, als ihm sein Vater starb, wodurch er unter die nähere Vorsorge seines Grosvaters kam. Dieser fromme Mann konnte es nicht leiden, daß sein Liebling allzulange in Frankreich bliebe, noch weniger, daß er sich dort gänzlich niederlassen sollte. Er hatte gegen die ausgelassene Sitten und allzufreye Denkungsart der Franzosen eine Abneigung, und er besorgte, daß sein Liebling durch böse Beyspiele verführt werden möchte. Er ließ nicht nach, ihn heim zu mahnen, bis er sich dazu entschloß. Die Liebe für seinen alten Großvater überwand endlich alle Betrachtungen von Vortheilen. Nachdem er überhaupt vier Jahre in Besançon und davon dreyzehn Monate in Gy zugebracht hatte, reisete er in sein Vaterland zurük, mit den ruhmvollsten Zeugnissen seiner Geschiklichket und guten Aufführung sowohl von Herrn Würsch, als von dem Herrn Erzbischoff

selbst begleitet, welches dem alten ehrwürdigen Greisen, seinem Großvater, ausserordentliches Vergnügen machte. Er hatte auch seinen Beutel so gut gespikt, daß er ihm das vorgeschossene Geld, ohne sich einigen Abbruch zu thun, zurükbezahlen konnte.

Nun blieb er ein Jahr im Schoose seiner Familie in seinem Vaterlande, und beschäftigte sich mit Portraitmahlen. Die Aehnlichkeit seiner Bilder, und seine Manier fand allenthalben Beyfall, und veranlaßte den Wunsch, daß er sich zu einem vollkommnen Künstler ausbilden, und deswegen Italien, den Siz der zeichnenden Künste, besuchen möchte, um nach den gröstn Mustern der Kunst sich auszubilden. Alle Kenner und Liebhaber der Mahlerkunst stimmten darinnen überein, vorzüglich auch sein grosser Gönner, der Fürst von Dissentis, der ihn immer mehr liebte, nachdem er gesehen, wie gut er den ersten Anlaß, sich in der Kunst weiter zu bringen, benutzt habe. Seine bisher erlangte Geschiklichkeit hatte ihm auch Gelds genug verschaft, eine solche Reise zu unternehmen, und versicherte ihn, daß es ihm nie an dem Nöthigen mangeln könnte.

Er

Er trat also nach Verlauf eines Jahrs die Reise nach Rom an, sein Weg gieng über Mayland und Florenz. In Mayland machte er Bekanntschaft mit den dortigen Professorn der Akademie, und gewann eine vorzügliche Zuneigung von Herrn Professor Aspar, der ihm Anleitung zur Einrichtung seiner Studien nach dem Antiken in Rom gab, der er mit Nuzen folgte. In Florenz und wo er andere Gelegenheiten fand, besah er die Gallerien. Hier gieng es ihm, wie ehedem an dem Alpsee in der Alp Roschelles. Die Schönheiten in den Gemälden eines Raphaels, Dominikin, Hanibal Karasche u. s. f. sezten ihn ganz äusser sich, und seine Selbstzufriedenheit mit dem, was er in Besançon geworden, verlohr sich immer mehr, da er sich vorher einen guten Mahler glaubte. Er ward bey täglich sich vermehrenden Einsichten in das Innere der Kunst so sehr gedemüthiget, daß er nach seiner Ankunft in Rom, wo er die grösten Meisterstüke der Kunst vor sich fand, allen Muth verlohr, und vor Unmuth es nicht wagen durfte, nach den grossen Vorbildern zu zeichnen oder zu mahlen. Er hielt es für un-

möglich, ein wahrer Mahler zu werden, und das Mittelmäßige ward ihm ganz unerträglich, lieber wollte er in sein Vaterland zurükreisen, und seinem Bruder helfen, das Vieh zu weyden, und sein Gütchen zu bauen.

Drey volle Wochen konnte er weder Zeichnungsfedern noch Pinsel berühren. Er gieng nur herum, die grossen Bilder zu sehen; aber je mehr er sie sahe, und ihre Schönheiten fühlte, je gröser ward seine Schwermuth Inzwischen hatte ihm auch hier die Fürsehung wahre Freunde verschaft, denen es endlich gelang, ihn aus seiner Schwermuth herauszureissen. Der Fürst von Dilsentis, in dem er einen wahren Vater verehrte, hatte einen Bruder in Rom, Joseph Sozzi, einen Kaufmann; diesem war er von dem Fürsten empfohlen. Er fand auch unter den Studirenden einen Nepoten des Fürsten, einen starken Zeichner, und dieser, neben den Mitgliedern der französischen Akademie in Rom, an die er von Besançon empfohlen worden, gaben sich alle Mühe, ihn aufzumuntern. Sie mußten ja in dieser besondern Art von

Melan-

Melancholie den Keim eines Genie von besonderer Grösse entdecken. Zur Cur half ihm die Betrachtung der Arbeiten neuerer Künstler, die doch auch den Ruhm als Meister in der Kunst erworben hatten, welche er endlich zu erreichen möglich fand.

Nun fieng er an die grossen Meisterstücke nachzuzeichnen. Er bediente sich dazu weisser und schwarzer Kreide auf grau Papier, und machte sich zum Gesetze, genau bey der Natur zu bleiben. Er zeichnete also jede Figur von Punct zu Punct so genau, als möglich, dem Urbild nach. Diese genaue Aufmerksamkeit diente ihm, in die wahre Manier der Künstler einzudringen, und deren Karakter auf das genaueste kennen zu lernen, und ihn so gut möglich nachzuahmen. Er zeichnete nach den antiken Statüen, nach Raphaels Bildern im Vatikan, nach Dominikin, den er nach Raphael für den grösten Künstler hielt, so wohl wegen seiner grossen Manier, die sicher, frisch, ohne Aengstlichkeit, und sehr korrect in Absicht auf Zeichnung, und sehr schön in Ab-

sicht des Kolorit war. Er zeichnete auch nach Hanibal Karasche und Guido Reni. Er übte sich auf solche Weise in Rom ein ganzes Jahr im Zeichnen, wobey ihm kein Gedanke nach irgend einem Geldverdienst aufstieg; denn er suchte keinen andern Gewinn, als Fortschritt in der Kunst. Sein in Besançon und zu Hause durch Portraits Gewonnenes half ihm bey seiner angewohnten Sparsamkeit durch, und befreyte ihn von allen andern Sorgen; seine ganze Seele lebte und schwebte in dieser Zeit ganz in seiner Kunst.

Nach Verfluß eines Jahres gieng er nach Neapel, nach Statüen vom Herkulan und Pompeyi zu zeichnen. Hier fieng er wieder an, Portrait zu mahlen, und er fand sich zu seiner Befriedigung nicht wenig gestärkt. Er fühlte, daß er mit mehr Kraft und Freyheit mahlte, als in Besançon. Sein Kostherr, Herr Major Renner von Uri, unterm Regiment von Jauch, war der erste Gegenstand, den er mahlte, und das Portrait fiel so gut aus, daß es ihm bey Fremden wie bey Einheimischen Kredit machte. Engländer, Franzosen, Wiener, Neapolitaner liessen

sich

sich häufig von ihm mahlen, und bezahlten für ein einfaches Portrait bis auf sechs Louisd'or.

Er arbeitete mit dem anhaltendesten Fleiß und Anstrengung aller Seelenkräfte. So wie er nach den besten Mustern studiert hatte, alle Pünctchen mit Genauheit zu beobachten und auszudrücken, so handelte er auch, wenn er nach der Natur mahlte. Er beobachtete sie in jedem Punct mit der grösten Genauheit, um solchen mit aller Kraft im Bild darzustellen. Aber eine so sehr anhaltende Anstrengung, und der Mangel an Bewegung griffen endlich seine Nerven an, und veranlaßten Verstopfungen, daß er zuletzt in einen hohen Grad der Milzsucht verfiel, die ihn zu allem untüchtig machte.

Das letzte halbe Jahr seines Aufenthalts in Neapel, welcher in allem zwey Jahr dauerte, mußte er sich ganz dem Arzt und seinen Freunden überlassen. Hier erfuhr er wieder den Werth treuer Freunde, und die Güte der Vorsehung, die ihm solche verschafte, wo er hinkam, aber eben durch das Mittel seiner guten Eigenschaften, Geschicklichkeit und Fleiß in seiner Kunst mit

vieler Bescheidenheit begleitet, wozu Uneigennützigkeit und herzliche Liebe, mit denen er die Freundschaft erwiederte, hinzu kam. Unter allen seinen Freunden nahm sich Herr Renner aus, der wie ein Vater für ihn sorgte. Nachdem er viele Arzneyen genommen, von denen er wenig Wirkung verspürte, riethen ihm seine Aerzte an, ins Vaterland zurük zu gehen. Bewegung und Zerstreuung sollten zur Verdünnerung des schwarzen Geblüts und Erholung des Nervensystems helfen, und die vaterländische Luft die Cur vollenden. Er befolgte diesen klugen Rath mit dem besten Erfolge. Schon die Rückreise nach Rom erleichterte das Uebel nicht wenig, und brachte zuerst blinde Hömorhoiden, die man durch Blutzigel ausleerte, und nach und nach wurde die Goldader in den Fluß gebracht. Er konnte wieder zeichnen und neue Bekanntschaften machen, unter andern ward er mit seiner berühmten Landsmännin Kaufmann bekannt, die er auch mit weiß und schwarzer Kreide zeichnete.

Von Rom reisete er über Mayland nach Bündten zu einem Vetter mütterlicher Seits, Herrn

Herrn Daporta, der Pfarrer zu Embs war. Bey diesem blieb er fünf Wochen, und erhielt in seinem Hause wieder völlig seine Gesundheit. Nachher besuchte er seine Geschwisterte. Gern hätte er sich bey ihnen aufgehalten, da er ihre Zufriedenheit sah, besonders seines ältesten Bruders, der es keinen Augenblik bedauerte, daß er sein grosses Zeichner-Genie nicht ausgebildet hätte; und den Bruder versicherte, daß er seine Lage gegen das glänzendeste Glück der grossen Welt nie vertauschen möchte. Unser Küustler erfuhr auch, wie man mit der veränderten Lebensart die Anzahl der Bedürfnisse vermehrte, und sich solche am Ende unentbehrlich machte. Er konnte die harten Speisen seiner Geschwisterten nicht mehr vertragen, und fand sich genöthiget, anderwerts seinen Unterhalt zu suchen. Er gieng zuerst nach Urseln, seinem eigentlichen Vaterlande, dort fand er Gelegenheit, achtzehn Portraits zu mahlen. Sein Ruhm lokte ihn nach Schweiz, wo er bey vierzig Portraits zu mahlen erhielt; unter andern hatte er auch die Ehre, den Fürsten von Einsiedeln zu mahlen. Sein Ruf verbreitete sich in-

dessen von Ort zu Ort, und allenthalben erwarb er sich wahre Freunde, die mit Eifer für sein Glück sorgten.

Ein solcher Freund veranlaßte einen Entschluß, der auf sein ganzes künftiges Leben den grösten Einfluß zu haben und sein Erdenglück zu bestimmen scheint. Er hatte in Lachen einige Portraits verfertiget. Von solchen kam eins dem Herrn Stadtschreiber Fuchs aus Rapperschweyl zu Gesichte. Dieser Herr hatte in seiner Jugend selbst die Mahlerkunst gelernt, und viele kenntliche Portraits verfertiget, sich aber mehr auf historische Gemälde gelegt. Seine Skizen zeugen von Stärke in Erfindung und Gruppirung historischer Gemälden und kraftvoller Darstellung der Karakterzüge, daß Kenner bedauern, daß er sich einem andern Berufe gewiedmet, in welchem er aber auch so viele Geschicklichkeit erworben, daß er seiner Vaterstadt nicht wenig Ehre macht.

Herr Fuchs war von den Portraits Herrn Dioggs betroffen. Er entdekte einen Künstler von grossen Talenten, der die Natur mit ausser-

ordentlicher

ordentlicher Kraft nachzuahmen weiß, und rühmte seine Geschicklichkeit bey seinen Freunden an. Er sagte denen, die sich von ihm hatten mahlen lassen, sie sollten sich von diesem Mann mahlen lassen, und seine Arbeit zum Tuch dazu gebrauchen. Einer seiner würdigsten Freunde ist Herr Bühler, ein würdiger Schüler des grossen Wielands, der ihn, als er noch Professor in Erfurt war, vorzüglich liebte, und ihm im Studieren die beste Anleitung und Aufmunterung gab. Diesem theilte Herr Fuchs seinen Enthusiasmus mit, und er ließ sich von ihm mahlen. Das Gemälde stellte Herrn Bühler ganz dar. Sein ganzer tiefdenkender und unternehmender Geist ist in dem Bild ausgedruckt, und die Drapperey war bis zur Täuschung gemahlt. Dieses Portrait schickte Herr Bühler seinem ehrwürdigen Freund Herrn Pfarrer Näf nach Zürich, um Herrn Diogg in Zürich bekannt zu machen; denn indem sich Herr Bühler von Diogg mahlen ließ, entflammte sich unter ihnen die wärmste Freundschaft. Herr Näf zeigte das Portrait den besten Kennern der Kunst, die sich wöchentlich bey Frau

Rathsherr Geßner, der Wittwe des grossen Salomon Geßners versammlen. Herrn Rathsherr Füßli, dessen Geschmack Winkelmann schon in dem Jüngling sehr hoch schätzte; Herrn Landvogt Landolt, der für Pferde und Bataillengemälde viel Genie besitzt, den Söhnen des Herrn Geßner, in denen das Mahlergenie und der Geschmack an dem Schönen und Guten des Vaters noch fortleben; Herrn Wüsten und Hessen, die in Landschaften grossen Beyfall erhalten, u. a. m. Und das Gemälde erhielt allgemeinen Beyfall. Man entdeckte darinn Merkmale eines grossen mahlerischen Genies. Dieses zog ihn auf Zürich, wo er gar bald viele Portraits zu mahlen erhielt, da ein jedes neues Gemälde von ihm neue Liebhaber erweckte. Der gute Verdienst, den er hier fand, und der Ruhm, den er sich erworben, vermehrten seinen Kredit in Rapperschwyl, und brachten ihn auf den Gedanken, das Bürgerrecht in Rapperschwyl zu suchen, wo er so viele warme Freunde gefunden, und wo er in der angenehmsten Lage gleichsam in einem Mittelpunkt sich setzen könnte, nach

Zürich,

Zürich, Schweitz, Glarus, Luzern, in das Gotts-haus Einsiedlen u. s f. von Zeit zu Zeit reisen zu machen, immer neue Portraits zu verfertigen. Es gelang ihm auch, daß er auf Johanni 1791. von dem grossen Rath einmüthig zum Bürger aufgenommen worden. Der Ruhm, den Diogg sich in unserer Vaterstadt erworben hatte, und das Ansuchen seiner Freunde, mich von ihm mahlen zu lassen, wozu er gegen sie eine starke Begierde geäussert haben sollte, machten mich begierig, ihn näher kennen zu lernen, und es zeigte sich eine erwünschte Gelegenheit dazu, da sich einer meiner Freunde Herr . . . entschlos-sen, sein Bild von ihm mahlen zu lassen. Es hatte für mich einen besondern Reitz, zwey Män-ner in einer solchen Lage beysammen zu sehen, für die ich, und zwar für den einten aus eigner genauer Beobachtung, für den andern aber aus Nachricht, von glaubwürdigen Menschenkennern, als Männer von eigenem Schroot und Korn, nicht geringe Hochachtung hatte, und wirklich verschaffte mir dieses eines der wichtigsten Schau-spiele, welches mir so viel Vergnügen machte,

daß

daß es mich drang, solches einem Freund durch einen Brief mitzutheilen, den ich hier ganz einrücke.

Mein Theuerster!

„Sie haben so oft wahren Antheil daran genommen, wenn ich Ihnen das Vergnügen schilderte, worinn meine Seele schwamm, so oft ich Gelegenheit hatte, einen grossen Mann zu finden, der mich in seine Seele hineinsehen ließ. Ein solches ward mir gestern Abends zu Theil. Ich besuchte meinen Freund . . . in dem Momente, da er eben hinsaß, sich von Diogg mahlen zu lassen. Schwermer! werden Sie sagen, ist es denn so etwas Ausserordentliches, einem Mahler zuzusehen, der die Bildung eines Menschen, der vor ihm wie angenagelt sitzen muß, langsam genug nachzeichnet, und ausbessert bis das Gemälde einige Aehnlichkeit hat, meist aber in einer sehr ernsthaften, oder vielmehr nichtssagenden Miene, weil der mitleidenswürdige Sitzende die ganze Zeit, durch nicht zu überwindende Langeweile gequält wird.

Halt

Halt ein, mein Freund! So mahlt Diogg — der von der Natur zum Mahlen geschaffene Diogg — nicht, er ist von Anfang an und bleibt es bis zum Ende ganz Feuer, wenn er einen Menschen mahlt, in dessen Gesichtszügen er einen interessanten Geist gelesen hat, und einen solchen las er in den Gesichtszügen meines Freundes, des denkenden festen Mannes, der immer beschäftiget ist, Wahrheiten aufzusuchen, um sie gut anzuwenden, und sie fest hält; ja — denken Sie — der aber auch zuweilen von Irrthum sich beschleichen läßt, den er eben so fest hält. Es mag dieses zuweilen geschehen; aber selbst der Irrthum wird durch ihn an guten Handlungen fruchtbar, und dadurch ehrwürdig; sonderlich für den, der nie vergißt, daß Irren menschlich ist, welches ihm selbst oft zur Entschuldigung dienen muß. Ob Sie oder andere dieses nie nöthig haben, überlasse ich Ihrem eigenen Entscheiden. Indessen rathe ich Ihnen nicht, meinen Freund von einem solchen Irrthum abzubringen, er bleibt unbeweglich, wie ein Fels, an dem ein wilder Bach vergeblich nagt. Wenn

die Frucht gut ist; so kann der Baum, an dem sie gewachsen, nicht böse seyn. Dieses ist der diamantene Grundstein, auf welchen er sich stützt. Ueber alles fragt er sein Herz und innere Ueberzeugung um Rath, und achtet auch des besten Freundes, auch wenn er ihn als einen Vater verehrte, Vorstellungen nicht, wenn dieser innere Rathgeber solchen widerspricht; vielmehr sieht er es als Versuchungen an, welche der Tugendhafte überwinden soll. Laut lacht er über die Herrschaft der Moden, welche so gar gemein, nicht nur über Kleider und äussern Anstand und Bequemlichkeiten, sondern auch über die Denkungsart der Menschen tyrannisch herrscht. Was ihm schön, bequem, nützlich und vernünftig vorkommt, das behält und billigt er, andere mögen es ansehen, wie es ihnen beliebt. Sein von Natur krauses schwarzes Haar überschattet seine feste Stirne, unter welcher ein paar pechschwarze Augen ernsthaft herfür blicken, die nur dem Freunde lächeln, wenn er ihm Stoff zum Lernen, oder zur Uebung einer Tugend giebt. Dieser Mann zog Dioggs ganze Aufmerksamkeit auf

sich.

sich. Er heftete seinen Blick lange, ehe er zu zeichnen anfieng, fest auf ihn, bis sein Bild in voller Klarheit in seiner Seele lag; dann eilte er voll Feuer, solches auf die Leinwand hinzuwerfen. Zuerst zog er den Umriß des Kopfes mit Kreiden mit sehr viel Genauheit; hernach bezeichnete er durch Kreutzlinien die wahren Abstände der Hauptheile des Gesichts, wozu er sich des Zirkels bediente; dann fieng er an, die stärksten Schatten saftig auf die weiß gegründete Leinwand hinzuschmieren, wozu er sich verschiedener nüancierter dunkler Farben bediente. Hierauf überstrich er die Schattenseite des Gesichts ganz derbe zu grossen Massen. Hernach erhöhte er mit einem fast unmerklichen sanften Braun, das ins Grüne fiel, die Halbschatten und Lichter dieser Seite. Die Lichtseite ward auf ähnliche Weise mit grauer etwas ins Grüne ziehender Farbe überstrichen, und mit Schattierungen an den mehr erleuchteten Stellen erhöhet; so mahlte er die Augenbramen mit ihren Falten über die Stirne, und an die Schläfe legte er ein Gewölke von schwarzer Farbe,

welches

welches sich zum Haar enthüllen sollte. Zuletzt strich er einen schwarzen runden Fleck zwischen die Augbraunen, und die Stelle des Weissen im Auge bedeckte er mit einer grauen Farbe, die um etwas heller war, als die Farbe des Gesichts. Nun stand das Gesicht meines Freundes grau in grau schon ganz kenntlich vor mir, und seine Seele blickte durch die Dämmerung herfür. Diogg war hiebey ganz munter, plauderte mit mir so viel ich wollte, über allerley Gegenstände, und sang mit unter voll Freude, wenn er den Geist des Originals aus dem Schatten ihm entgegen kommen sah. Nun wollte er dem Bild mehr Leben geben. Schon im Anfang hatte er verschiedene Schattierungen von Fleischfarben, nach einer mit angestrengter Aufmerksamkeit vorgenommenen scharfen Beobachtung der verschiedenen Farben des Gesichts, auf der Palette vermengt. Itzt strich er sie in breiten Flecken auf das Gesicht, und wusch sie mit neuen Mischungen von Farben, da er seinen gewählten Mischungen von den Hauptfarben mehr oder weniger das Nöthige zur Erhöhung oder Besänftigung beymischte.

mischte. In die Schattenseite trug er etwas weniger dunklere Fleischfarben mit Schwarz vermischt auf, die er ebenfalls mit den angrenzenden Farben verwusch, so entstanden sanfte Mittellichter und Halbschatten die dem Bild volles Leben gaben. Nun trug er in die schwarzen Wolken, welche die Stirne und Schläfe umwölkten, nachdem er ringsum einen braunlichten Grund angelegt, mit einer Vermischung aus dem Ueberrest der Fleischfarben mit raschen Zügen eines groben Pinsels Lichter ein, und so entstand das natürliche schwarzbraune Haar, das dem Kopf dieses Mannes ein besonderes Ansehen giebt, durch welches die natürliche Farbe und die Züge der Stirne und der Schläfe herfürzuschimmern schienen. So stieg aus dem schwarzgrauen Bild, das er zuerst entworfen hat, endlich ein Gesicht herfür, das ganz Leben und Natur war. So steigt bey dem Anbruch der Morgenröthe nach und nach ein aus der Dämmerung an Deutlichkeit wachsendes Bild der schönen Natur herfür, bis die herfürbrechende Sonne alles übergoldet, und nun das prachtvolle Schauspiel in vollem Glanz erscheint.

Nun stellte er meinen Freund neben die Staffeley hin, in seiner natürlichen Stellung, ließ ihn die Brust entblössen; denn mahlte er wieder zuerst an dem Kleide die stärksten Schatten. Den Ort der Knöpfe bezeichnete ein dunkelbrauner Halbmond, den Ueberrest überstrich er mit der natürlichen Farbe des Kleides, die er auf der Palette in verschiedenen Schattierungen bereitet hatte, und dieses hob das Bild mehr heraus. Endlich deckte er den übrigen Raum von dem Grund des Gemäldes ganz mit einer vom Kleide etwas abstechenden Farbe, und nun stand mein Freund wie lebend vor mir, und die ganze Arbeit hatte nicht über dritthalb Stunden gedauert. Bey dem zweyten Abschnitt dieser Arbeit, in welchem Diogg die Fleischfarben auftrug, war er ganz Aufmerksamkeit. Seine ganze Seele schien auf das Bild geheftet, und auf seiner Stirn saß in tieffen Runzeln ernstes Nachdenken. Oft maß er mit dem Pinsel und Stok, welche er über einander schob, die Verhältnisse der Theile, und es entzog sich seiner Aufmerksamkeit auch nicht der kleinste Zug des Gesichtes, keine noch so fein nüancierte

Universitäts- u. Landesbibliothek Halle (Saale)

nüancirte Farbe, die etwas zum Karakter beytragen könnte. Aber wenn ihm seine eigene Empfindung Beyfall gab, daß er die Natur getroffen habe, fieng er zwischen ein ein fröhliches Lallen an.

Mich vergnügten im Innersten der Seele zwey solche Männer, deren einer des andern würdig war, vor mir, nnd meinen Freund ... mit seiner ganzen Liebe und Hochachtung erweckenden Seele aus der Leinwand herfür steigen zu sehen.

Bey diesem Anlaß lernte ich Dioggs Künstlergenie kennen. Das feinste Gefühl jedes auch des kleinsten Theilchens seines Gegenstandes, jedes Färbchens, jeder auch der kleinsten Schattierung, deren Zusammenhang ihm das vollkommenste Gemälde darstellte, das er nun von Punkt zu Punkt abcopiren sollte. So wie der grosse Geßner für die Schönheiten der Natur das feinste Gefühl hatte, das von den besondern karakteristischen Umständgen lebhafte Eindrücke erhielt, wodurch seine Zeichnungen und Gemälde ein besonders Leben erhielten; so wie die Beschreibung solcher Um-

ständchen seinen Idyllen das Leben gab, das jeden Leser dahin reißt, wie wenn er die Gegenstände vor Augen sähe. Dieses macht nach meinem Ermessen die erste Eigenschaft des Mahlergenies aus. Hiezu muß angestrengte Aufmerksamkeit kommen, ohne welche auch das feinste Gefühl keine bleibende Eindrücke empfangt. Diese muß mit gleicher Anstrengung auf die zu mahlenden Gegenstände, wie auf Wahl und Mischung der Farben angewendet werden. Erst durch das Letzte erhalten die Gemälde den höchsten Grad der Wahrheit. In der Natur fiessen Licht und Schatten in unendlich kleinen Theilen in einander, und verändern sich in jedem Moment; nirgend bleibt ein harter Abstand übrig; so soll das Gemälde auch seyn. Dieses drükt eine beständige Mischung der Farben aus, daher des Künstlers beständiges Verwaschen auch des kleinsten Pinselstrichs. Hiedurch kann der Künstler den ewigen Fluß der Natur bis zur Täuschung nachahmen. Wie ich dieses zum Erstaunen in dem Durchsichtigen der Haaren meines Freundes bemerkte, welches bis zur Täuschung natürlich ist, das er doch nur mit raschen Schwin-

gungen des Pinsels bewirkte. Vorzüglich aber muß der Künstler auf die richtige Verhältnisse der Theile aufmerksam seyn. Dieses bemerkte ich in dem sorgfältigen Umriß des Kopfes mit Kreiden — so sorgfältig wie bey einer bleibenden Zeichnung mit Reisbley — und bey der Gewohnheit, zuerst die dunkelsten Stellen aufzutragen, und hernach das ganze Bild in grauer Farbe zu mahlen, und nun nach und nach mit hellern Fleischfarben zu erhöhen. Dieses wendete er schon beym Untermahlen an, obgleich alles mit raschen Pinselzügen gemahlt wurde. Bey dem Ausmahlen aber wendete er die größte Geduld an, in dem kleinsten Pünktchen die Natur in ihrem Fluß auf das genaueste nachzuahmen. Zu diesem allen aber muß bey dem Künstlergenie eine leidenschaftliche Arbeitsamkeit, und eiserner Fleiß hinzukommen. Seine Arbeit muß seine ganze Seele einnehmen, und durch keine andere Vorstellungen oder Neigungen sich zerstreuen lassen. Eine getheilte Aufmerksamkeit wird niemals nichts Grosses hervorbringen. Der Künstler muß nichts sehen, nichts hören, als seinen Gegenstand, kein

Tumult der Leidenschaften muß ihn stöhren, so wenig als der Sturm von Syrakusen den weisen Archimed stöhren konnte, der den einbrechenden wilden Krieger ganz sanft erinnerte, seine Linien nicht in Unordnung zu bringen. Wer seinen Geist nicht ganz auf einen Gegenstand anheften kann, und in der Anstrengung nicht sein gröstes Vergnügen findet, der gebe die Ansprache auf, in irgend einer Kunst oder Wissenschaft groß zu werden, oder den Namen eines Genies zu verdienen. Von dieser Seite mußte ich Herrn Diogg vorzüglich bewundern; er arbeitete immer mit der gröstten Leidenschaft. Die bemerkten Eigenschaften machten mich begierig, Diogg näher kennen zu lernen, weil ich glaubte, die Spuren eines wahren Genies zu entdecken, und aus vielen Erfahrungen kennen gelernet, daß ein Mann, der in den Vorstellungsvermögen grosse Kräfte besitze, auch in dem Willensvermögen groß seyn müsse; auch fand ich diesen Grundsatz durch sein Beyspiel immer mehr bestätiget, je genauer ich ihn kennen lernte. Ich fand ihn zur Freundschaft und Menschenliebe ungemein gestimmt. Seine Freundschaft fiel auch immer auf

gute

gute Menschen, und wo er dergleichen fand, die hülfsbedürftig waren, so fanden sie ihn allemal zur Hülfe fertig. Ich sahe ihn, ohne Entgelt zwey Jünglingen von vorzüglichen Talenten zur Mahlerkunst, die beste Anleitung und Räthe geben, und ihre dankbaren Gesinnungen und Gegenliebe als die beste Belohnung ansehen, obgleich er erwarten konnte, daß er einst den Verdienst mit ihnen theilen müßte. Gegen seine Wohlthäter und Freunde, die ihm in seinen Krankheiten beystanden, zeigte er die wärmsten Gesinnungen der Dankbarkeit. Herzlich hörte ich ihn oft in den feurigsten Dank gegen die Vorsehung ausbrechen, daß er unverdient so viel Gönner gefunden, oder wenn er von solchen z. B. dem Fürsten Columban, oder Hr. Würsch, oder Hr. Major Renner redte, geschah es allemal im Tone der zärtlichsten Liebe des gehorsamsten Sohnes gegen seinen Vater. Er bezeugte mir oft, er wünschte nur so viel zu besitzen, daß er bey seiner Kunst auf keinen Geldverdienst zu sehen hätte; er wollte die Originale seiner Bilder selbst aufsuchen, sie unter den besten Menschen suchen, und solchen, wenn sie es annehmen wollten, die Mühe des Si-

tzens bezahlen. In der Beurtheilung anderer Künstler ist er ungemein billig, welches ihm auch die besten Künstler zu Freunden macht.

Alles dieses gewann ihm meine Hochachtung, und ich schätze es zur Ehre, ihn zum Freunde zu haben, und zu einem der grösten Vergnügen, ihn näher kennen gelernt zu haben. Schön und entzückend ist es, die Natur zu sehen; schön und entzückend, eine gute Nachahmung der Natur von Künstlern oder Dichtern zu sehen! aber schön und entzückend über alles ist die Seele eines grossen Menschen, sey er Künstler, oder Dichter, oder Weltweiser, oder Patriot, oder Held, oder Bauer, vor sich enthüllet zu sehen! und dieses Glück ward mir in meinem Leben oft zu Theile, und machte das beste Glück desselben aus, und grenzte nahe an die Seligkeit, Gott vor sich in seinen Werken enthüllt zu sehen, so weit es sterblichen Augen gestattet ist!

Ca 233

(X2544697)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-305796-p0061-6

Hirzel

über

Diogg den Mahler

einen Zögling der Natur.

Den Manen

des

weiland königl. Dänischen Kammerherrn

von Schuhmacher

gewidmet.

F. D. Gräter.

1792.

Zürich und Leipzig,

bey Ziegler und Söhne.

F. v. Sz.

Farbkarte #13 B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Centimetres Inches
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-305796-p0063-8